Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 17 (1961)

Artikel: Christen und Juden in ihrem heutigen Gegenüber
Autor: Spectator
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961248

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

opposed. But much of our devotional literature and specially our hymns give that impression. Such a suggestion is foreign to the Bible. It would be wiser to curb exuberance of language and to keep strictly to New Testament terminology which operates within the Hebrew tradition. Israel Abrahams was well justified in his assumption when he said: "It is a plausible suggestion that John had the Shekinah in mind when he spoke (1: 14) of the Word or glory as tabernacled (eskenosen) in man[22]." Language more closely related to the New Testament will greatly help us to grasp the meaning and wonder of the message that the Word became flesh. It may even happen, as it happened to the writer of the Fourth Gospel, that as we ponder on the miracle of God's love in Christ and try to put it into words, we will behold his glory, the glory of the only-begotten of the Father, full of grace and truth (John 1: 14). This is exactly what S. Paul meant when he spoke of "the light of the knowledge of the glory of God in the face of Jesus Christ". This is the theme of the Incarnation that the glory of the Invisible God becomes endurable for sinners in the face of Jesus Christ. Christology is ultimately not a matter for discussion but an encounter with the Invisible God in the historic person of Jesus the Messiah.

CHRISTEN UND JUDEN IN IHREM HEUTIGEN GEGENÜBER

Es war der Wille Gottes, daß Juden und Christen in den letzten 2000 Jahren, das heißt seit es christliche Menschen gibt, stets haben zusammenleben müssen. Sie waren einander gegenüber im Heiligen Land, als Jesus seine Jünger aussandte mit dem ausdrücklichen Gebot, nicht auf der Heiden Straßen zu gehen. Und als dann der christliche Glaube sich weit über die Grenzen Israels hinaus

---

[22] I. Abrahams, *The Glory of God* (1925), p. 52.

auszubreiten begann, um ein Volk nach dem andern zu gewinnen, da hatte Gott in der Zerstreuung des Judenvolkes schon längst den Weg gefunden, um diesen Christen aus den nichtjüdischen Nationen den Juden zum Nachbarn zu geben, mit dem sie sich laufend auseinanderzusetzen hatten. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß das jüdische Volk — von einigen Splittergruppen abgesehen — vor allem unter christlichen Völkern als Fremdling lebte. Das christlich-jüdische Verhältnis ist seither nie konstant und gleichförmig gewesen. Es hat sich vielmehr von Ort zu Ort verschieden gestaltet und ist überall in hohem Maße dem Wechsel und Wandel der Zeiten unterworfen gewesen.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, mit der für einen Vortrag gebotenen Beschränkung und Kürze das *heutige* christlich-jüdische «Vis-à-Vis» an einigen Geschehnissen und Entwicklungen zu erörtern. Es liegt nahe, ja, es drängt sich in diesen Tagen geradezu auf, mit dem *Eichmannprozeß* zu beginnen.

In diesem spektakulär aufgezogenen Jerusalemer Gerichtsverfahren gegen den ehemaligen Nazi-Gewaltigen, der für die sogenannte «Endlösung» der Judenfrage verantwortlich gemacht wird, finden *die beiden Hauptmerkmale im heutigen christlich-jüdischen Gegenüber* einen weltweiten, demonstrativen Ausdruck. Ich meine die beiden bedeutsamen Tatsachen, daß 1. die Juden heute im Begriffe sind, wieder eine Nation zu werden und ihr Schicksal in die eigenen Hände zu nehmen, und daß 2. zwischen Christen und Juden trennend ein in jüngster Zeit begangenes Verbrechen liegt, das in seinen Ausmaßen und durch seine abgründige Brutalität als geradezu monströs bezeichnet werden muß. Diese beiden Tatsachen bestimmen oder beeinflussen heute die christlich-jüdischen Beziehungen auf der ganzen Linie.

Wir wenden uns der ersten dieser beiden Tatsachen zu.

Im Jahre 1948 ist der *Staat Israel* ausgerufen und nach einem kurzen, siegreichen Kampf gegen die arabischen Nachbarn alsbald von den christlichen Nationen der Welt anerkannt und dann auch in den Verband der UNO als vollberechtigtes Mitglied aufgenommen worden.

Dieses Ereignis hat alle Juden in allen Ländern irgendwie berührt und viele von ihnen auch radikal verändert. Während sie

bis anhin geneigt waren, ihren jüdischen Hintergrund zu vergessen oder mindestens nicht hervorzukehren, fingen sie jetzt an, auf ihre jüdische Herkunft stolz zu sein. Diejenigen, die nach Israel auswanderten nahmen in vielen Fällen hebräisch klingende Namen an, und auch ein Hans Schmidt und ein Herbert Braun, die nicht auswanderten, begannen, sich Hans David Schmidt und Herbert Nahum Braun zu nennen. Etwas von einem neuen Lebensgefühl hat der neue Staat Israel den Juden in allen Ländern mitgeteilt. Die Judenheit der Welt hat durch ihn im buchstäblichen Sinn eine neue «Orientierung» bekommen, das heißt sie fing an, sich nach dem Orient hinzuwenden oder wenigstens wie einst Daniel ein Fenster dorthin offenzuhalten. Das bedeutet, daß die Juden, die heute in unserer christlichen Welt leben, nicht mehr wie früher die Tendenz haben, sich anzupassen und anzugleichen. Männer wie Martin Buber erwarten von der Gründung des Staates Israel und der Heimkehr des jüdischen Volkes zu seiner Scholle große Dinge. Erst jetzt sei der jüdische Mensch zum ersten Male seit 2000 Jahren wieder frei und habe im eigenen Land die Möglichkeit, wirklich jüdisch zu leben und eine Gesellschaft aufzubauen, die dem jüdischen Wesen entspreche und die vorbildlich sein werde für alle anderen Völker.

Wie immer sich dieser junge jüdische Staat in Erez Israel entwickeln mag, sicher ist dies, daß seit seiner Gründung die Juden auf der Bühne der Weltpolitik wieder in eigener Kraft auftreten. Seit der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 und der Vertreibung der Reste des jüdischen Volkes aus Palästina sind die Juden überall in der Welt mehr oder weniger stets nur als Objekte in der Politik in Erscheinung getreten. Andere haben die Gesetze gemacht, die für sie gelten sollten, andere haben für sie die Gerichtsbarkeit ausgeübt, wenn sie zu klagen hatten, andere haben — wenn es gut ging — die Übeltäter bestraft, die ihnen Unrecht zugefügt hatten. Zum ersten Male in der Geschichte tritt das jüdische Volk heute auch den christlichen Völkern gegenüber als Subjekt auf, das einen eigenen politischen Willen bekundet und auch durchzusetzen versucht.

Die Weltpolitik ist dadurch — so sehr man auch dem jüdischen Volk diesen Erfolg gönnen mag — sicher nicht einfacher geworden.

Obwohl der Staat Israel in seiner Politik gegenwärtig deutlich mit dem Westen geht — im Augenblick betreiben die Israeli bekanntlich sogar ihre Angliederung an die EWG —, hat er doch gerade für diesen einige recht schwierige Probleme geschaffen.

Da ist immer noch der jüdisch-arabische Krieg, der 1948 begann und seither erst durch einen Waffenstillstand gestoppt werden konnte.

Da ist die arabische Flüchtlingsfrage, die ihren Ursprung in diesem Kriege hat.

Da ist die israelische Rakete, nachdem man schon seit geraumer Zeit von einer im Bau befindlichen israelischen Atombombe munkelte.

Da ist die Frage der doppelten Loyalität in allen Staaten, die jüdische Minderheiten haben. Können die Juden, die das Bürgerrecht eines anderen Staates haben, nach beiden Seiten hin loyal sein? Mit anderen Worten, die Frage stellt sich bereits, ob durch die Gründung des Staates Israel die Stellung der Juden anderer Staaten mit der Zeit nicht berührt, das heißt beeinträchtigt wird[1].

Das zweite, die christlich-jüdische Beziehung heute dominierende, Faktum ist — wie gesagt — der zur Zeit des Dritten Reiches begangene *Genozid*, dem gerade etwa der dritte Teil des jüdischen Volkes zum Opfer gefallen ist.

Im Prozeß gegen Eichmann wurde zwar versucht, die Verantwortung für dies ungeheuerliche Geschehen einem Einzelnen aufzubürden. Das bedeutet aber nicht, daß man jüdischerseits tatsächlich der Meinung wäre, die ganze Teufelei sei das Werk eines einzigen Judenhassers gewesen. Der Durchschnittsjude ist im Ge-

---

[1] Ein Beispiel: Nahum Goldman, der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, ist amerikanischer Bürger. Er lebt eigentlich in New York, hat sich aber unlängst auch eine Wohnung in Jerusalem zugelegt, um als Führer der Liberalen Partei in Israel in den letzten Wahlkampf einzugreifen. Nach seinen eigenen Worten hätte er schon längst auch einen Ministerposten in der Israeli-Regierung übernehmen können. Man stelle sich vor, er hätte es getan und die jüdischen Verbände in Amerika kämen auf die Idee, Goldman auf Grund seines amerikanischen Bürgerrechtes in den Kongreß oder Senat vorzuschlagen! Dort Minister und hier Senator! Das wäre vielleicht doch ein wenig zuviel und ein Grund für andere Staaten, ihre jüdischen Mitbürger politisch etwas zurückzubinden.

genteil überzeugt, daß alle Deutschen, ja die ganze christliche Welt an der Vernichtung der 6 Millionen schuldig sind. Gewiß gibt es auch Abweichungen. Ein frommer, orthodoxer Jude will in allem wohl die Strafe Gottes erkennen. Gott, der Herr selber, hat sein Volk gehindert, den andern Völkern völlig gleich zu werden und sich durch das Mittel der Assimilation selbst aufzulösen. Andere Juden denken gewiß auch darüber nach, ob sie nicht selber Schuld haben am Judenhaß, der in den Völkern — nicht nur in den christlichen — so sehr verbreitet ist. Allein, die vorherrschende Einstellung sieht heute anders aus. Da heißt es ganz einfach: die Christen haben es getan. Wenige sind in der Lage oder bereit, dabei ein wenig zu differenzieren. Wohl gibt man zu, daß es selbst in Deutschland Christen gegeben hat, die sich für die Juden unter Einsatz des eigenen Lebens gewehrt haben. Die Aussagen eines Propst Grüber im Zeugenstand anläßlich des Eichmannprozesses sind durchaus angenommen worden und haben sogar etwelchen Eindruck gemacht. Aber solche Pröpste und solche Grüber hat es eben unter den Christen nicht viele gegeben. Sie bilden Ausnahmen in der christlichen Welt! — Wohl läßt man auch gelten, daß die heutigen Judenpogrome einen anderen Hintergrund hatten als etwa diejenigen der Kreuzzüge und daß die Nazi auch die Kirchen unter Druck gesetzt haben. Aber was soll das für den Juden bedeuten? Es sind immer die Christen gewesen, die ihn verfolgt und geschlagen haben, ob aus religiösen oder mit biologischen Gründen, darauf kommt es nicht an. «Christ» ist für viele Juden eine Art Schimpfwort geworden, so wie unter uns durch Jahrhunderte hindurch das Wort «Jude» ein Schimpf war und bisweilen heute noch ist[2].

Die stärkste und augenfälligste jüdische Reaktion auf diese «christliche Schuld» ist die Gründung des Staates Israel. Fromme Juden haben zwar schon seit Jahrhunderten von einer Heimkehr aus der Zerstreuung ins Land der Väter geträumt und darum ge-

---

[2] Der Staatsanwalt Hausner hat in seiner Anklagerede gegen Eichmann freilich auch Worte höchster Anerkennung für Nationen und Menschen gefunden, die den Juden in höchster Not beigestanden sind. Er rühmte die Dänen, die Holländer, die Schweden, Leute wie Probst Grüber usw. — Allein, wenn so etwas auch geschieht, dann eben zur Ausnahme oder zu einem bestimmten Zweck wie in einer Anklagerede. Die Regel ist das nicht!

betet. Der sogenannte Zionismus, der die Heimführung des jüdischen Volkes mit politischen Mitteln zu betreiben begann, ist schon über 50 Jahre alt. Er wäre wahrscheinlich nie zum erstrebten Ziel dem eigenen Staat, gekommen ohne den Antisemitismus der Völker. Der politische Zionismus wurzelt in der Überzeugung, daß ein Jude in einem nichtjüdischen Volk und Land nie Gleichberechtigung finden kann mit den andern, wurzelt in einem tiefen, ja grundsätzlichen Mißtrauen gegenüber der sogenannten Judenemanzipation, die in der Zeit der Aufklärung auf unserem Kontinent begann. Der Nationalsozialismus, der den liberalen Ideen dieser Zeit radikal abschwor und der sich entschlossen daran machte, in seinem Bereich alle für die Juden so erfreulichen Resultate der Emanzipationsbestrebungen wieder rückgängig zu machen, hat dem zionistischen Mißtrauen weithin Recht gegeben und hat ihm jedenfalls die Herzen der Juden gewonnen. Durch plötzliche Wendung der Entwicklung um 180 Grad ist die zionistische Doktrin gleichsam zur Lehre der Geschichte geworden.

Wer sollte nicht verstehen, daß es heute ein elementares zionistisches Interesse ist, diese Lehre der Geschichte nie mehr in Vergessenheit geraten zu lassen. Wer versteht nicht, daß aus eben diesem Interesse heraus im Blick auf die 6 Millionen Toten die Losung ausgegeben wurde: Nie vergessen! Für den Zionisten heißt dies praktisch: die Koffern packen, auswandern nach Israel!

Der Tourist, der heute nach Jerusalem kommt, findet dort nicht nur ein Denkmal zu Ehren der 6 Millionen Toten Israels. Er begegnet auch dem Demonstrationszentrum Yad wa schem mit einer angebauten Erinnerungshalle. Hier werden die Judenquälereien der Hitlerzeit zur Schau gestellt und mit allerlei Requisiten dokumentiert. Das alles soll dem Juden einprägen, was er von den andern, den Goim, den Christen, zu erwarten hat, soll ihm klar machen, wo er als Jude hingehört. Diesem Zweck sollte ohne Zweifel auch der Eichmannprozeß dienen. Ein weltweites Yad wa schem sollte er werden durch den massiven Einsatz von Presse, Radio und Fernsehen. Das war der «erzieherische Sinn», den man jüdischerseits von Anfang an diesem Prozeß zugeschrieben hat.

Etwas anders als das zionistische stellt sich das Diaspora-Judentum ein zu den nazistischen Pogromen. Dieses ist zahlen-

mäßig um ein Mehrfaches größer als jenes, ist jedoch in sich gespalten, wie dies eben durch das Leben in der Zerstreuung gegeben ist. Darum ist es auch schwächer. Die Juden, welche trotz allem die Auswanderung nach Israel nicht in Betracht gezogen haben, haben ein natürliches Interesse daran, alles, was ein gutes Einvernehmen zu ihren nichtjüdischen Nachbarn beeinträchtigt, nach Möglichkeit aus dem Weg zu räumen. Man möchte also auch irgendwie über das, was geschehen ist, hinwegkommen und hat jedenfalls kein Verlangen, den andern immer wieder neu vorzuhalten, wie schlecht sie sind oder waren. Man ist bereit, das Vergangene im positiven Sinn zu verarbeiten und zu einer Aussöhnung und Verständigung zu kommen.

Diese etwas andere Haltung der Juden in der Diaspora hat sich gerade auch am Eichmannprozeß gezeigt. Während Ben Gurion von allem Anfang an erklärte, ein *jüdisches* Gericht werde das Verfahren gegen Eichmann führen, setzte sich Nahum Goldman, der gegenwärtige Präsident des Jüdischen Weltkongresses und Exponent des unter die Nationen zerstreuten Judentums, sehr deutlich für einen internationalen Gerichtshof ein. Er gab der Meinung Ausdruck, daß ein internationales Gericht zuständiger wäre. Ohne Zweifel fürchtete er auch ungünstige Auswirkungen für die oder jene jüdische Minderheit der Diaspora, wenn die Juden die Aburteilung Eichmanns in die eigene Hand nehmen würden. Vorläufig hat Ben Gurion Recht behalten, ob aber die Zukunft nicht Nahum Goldman Recht geben wird, das bleibt abzuwarten.

Unter den Juden, die in Jerusalem den Eichmannprozeß verfolgen, sind nicht wenige, die es nicht begreifen, daß man, statt «kurzen Prozeß» zu machen, ein monatelanges und auch sehr kostspieliges Verfahren in Aussicht genommen hat, daß man dem Mann, der Tausende abschlachten ließ, ohne daß diese den Mund auftun konnten, um ein Wort zu ihrer Verteidigung zu sagen, einen deutschen Anwalt zur Verfügung gestellt hat, dem eine Star-Gage bezahlt werden muß. Durch die Gefangennahme Eichmanns hat man auch von Juden gehört, die ein Gelübde getan haben. Sie haben geschworen, nicht Ruhe zu geben, bis alle an den Judenmorden Beteiligten zur Rechenschaft gezogen seien. Wie sollte es in diesem Volk, das solch namenloses Unrecht erlitten hat, nicht auch den

Schrei nach Vergeltung geben. «Ich will Rache, Rache!!» — soll einer in eine Verhandlung gegen Eichmann hineingerufen haben.

Das Verbrechen am jüdischen Volk ist nicht nur für dieses selbst, sondern auch für die ganze *christliche Welt* von nachhaltiger Wirkung gewesen. Am nachhaltigsten ist sie in psychologischer Hinsicht.

Natürlich hat man für das Geschehen in erster Linie die Deutschen verantwortlich gemacht. Es kam damals, kurz nach Kriegsende, das Wort *Kollektivschuld* auf. Dagegen wurde aber im Nachkriegs-Deutschland entschieden protestiert. Führende Männer, wie Professor Heuß, der erste Präsident der Bundesrepublik, lehnten es ab, daß alle Deutschen an den Nazi-Verbrechen in gleicher Weise schuldig sein sollten. Heuß bekannte sich aber zu einer «kollektiven Verantwortung». Und das blieb kein bloßes Wort. Im Jahre 1952 führten Verhandlungen mit der Deutschen Bundesrepublik zu den bekannten Reparationsabkommen mit dem Staat Israel und verschiedenen jüdischen Institutionen, wonach dem Staat Israel und anderen jüdischen Körperschaften eine globale Entschädigung von bedeutendem Ausmaß zuerkannt wurde. Ferner wurde ein Gesetzesprogramm vereinbart, das Hunderttausenden von Naziopfern Restitution, Entschädigung und Wiedergutmachung gewährte. Erst vor kurzem schrieb darüber eine jüdische Zeitung: «Die einzigartige historische und moralische Bedeutung dieses deutschen Reparationsabkommens kann gar nicht genügend unterstrichen werden. Zum ersten Male in der Geschichte wurde seitens eines Verfolgerstaates die Verantwortung für das, was in seinem Namen geschehen war, übernommen und der Versuch gemacht, nach Möglichkeit die Folgen der Verfolgungsmaßnahmen an einer wehrlosen Minderheitsgruppe wiedergutzumachen[3].»

Man wollte aber nicht nur heilen soweit dies möglich war, sondern auch vorbeugen und dem Übel an die Wurzel gehen. Zur Unterdrückung künftiger antisemitischer Tendenzen wurden besondere gesetzliche Bestimmungen geschaffen, die Schulbücher wurden in diesem Sinne überprüft, selbst mit der Verbreitung von geeigneten Schriften befaßte sich die Bundesregierung in der Ab-

---

[3] Israelitisches Wochenblatt der Schweiz, 11. Aug. 1961.

sicht, im Volk eine neue Gesinnung gegenüber den Juden zu schaffen. Auch in anderen Ländern ist in dieser Absicht viel geschehen. Vor allem ist eine ganz erhebliche Literatur gegen den Antisemitismus entstanden. Autoren mit berühmten Namen wie der französische Schriftsteller Sartre oder der Zürcher Psychologe Jung haben dazu ihre Beiträge geliefert. Die Presse hat sich auf der ganzen Linie zum selben Ziele eingespannt. So weht denn heute ein ausgesprochen judenfreundlicher Wind durch die westliche Welt, freilich ohne die Menschen des Abendlandes zu Freunden der Juden zu machen.

Diese junge Sympathie für die Juden ist ein sehr merkwürdiges Gebilde. Einerseits ist sie so dominierend und unduldsam, daß es heute kaum mehr jemand wagt, auch nur ein wenig Kritik an dem, was die Juden da und dort sagen, schreiben oder tun, zu üben, jedenfalls nicht öffentlich. Niemand will in den Ruf kommen, ein Antisemit zu sein, oder riskieren, wegen antisemitischer Hetze vor den Richter gebracht zu werden. Ein Beispiel: Da gab es vor ein bis zwei Jahren eine Tagung von Schriftstellern — ich glaube, sie fand in Konstanz statt —, auf welcher von verschiedenen Rednern, die über jeden Verdacht, heimliche Antisemiten zu sein, erhaben sind, resigniert festgestellt wurde, es sei ihnen heute nicht möglich, zum Beispiel den jüdischen Menschen literarisch so darzustellen wie er ihnen in Wirklichkeit erscheine. Kein Verleger würde sich aus geschäftlichen Gründen und aus Furcht vor Anständen erlauben, etwas zu drucken, was man als der jüdischen Reputation abträglich beurteilen könnte.

Anderseits greift diese allgewaltige Sympathie doch sehr wenig in die Tiefe; das heißt im Volk wehen leise, aber munter ganz andere Winde. Auch dafür möchte ich ein Beispiel geben. In einer Jugendzeitschrift war unlängst über eine Art von «Beliebtheitstest» berichtet. In einigen Klassen einer Basler Schule sollten sich die Schüler darüber äußern, welche Völker sich bei uns der größten Beliebtheit erfreuen. Die ersten Plätze bei dieser «Gallupumfrage» belegten die Engländer, die Berner!, die Holländer, auf die schlechtesten Ränge kamen die Neger, Franzosen, Italiener, Juden. Freilich, die Juden befanden sich auf dem letzten Platz dieser Beliebtheitsliste und hatten am wenigsten Punkte.

Die christliche Sympathie, die gegenwärtig den Juden zuteil wird, ist — wie gesagt — eine Sympathie von besonderer Art. Gewiß mag da und dort auch echte Zuneigung vorhanden sein. Man braucht aber keine besonderen psychologischen Fähigkeiten zu haben, um zu erkennen, daß *das schlechte Gewissen* weithin in der christlichen Welt das Verhalten gegenüber den Juden bestimmt. Die psychologische Situation gleicht derjenige nim Krankenzimmer, wo Arzt und Schwestern sich um einen Patienten bemühen und im stillen sich vorwerfen, sie seien selber daran schuld, daß der Kranke soeben durch eine tödliche Krise hat gehen müssen.

Gewiß ist man christlicherseits mehrheitlich überzeugt, daß die Nazis den Judenmord zu verantworten haben. Aber die christlichen Völker haben ein schlechtes Gewissen, weil sie die jüdische Katastrophe nicht haben verhindern können. Wie sich dieses schlechte Gewissen selbst auf politischem Gebiet äußert, konnte man gerade am Fall Eichmann erkennen. Die Juden haben diesen Mann durch ein richtiggehendes «Kidnapping» in ihre Hand gebracht, durch einen Gangsterstreich, der von langer Hand vorbereitet war. Juristisch kann die Gefangennahme von Eichmann nur als Menschenraub qualifiziert werden. Es ist nationale Souveränität und internationales Recht in grober Weise verletzt worden. Zunächst sah es auch sehr nach unangenehmen Konsequenzen aus. Aber auf einmal war die Angelegenheit niedergeschlagen. Niemand wollte sich recht dafür interessieren, niemand wollte in die Lage kommen, gegen die Juden Stellung nehmen zu müssen: um eines Eichmanns willen, sagte man, aber eigentlich war es ja um verletzten Rechtes willen! — Oder: Niemand hat daraus Konsequenzen ziehen wollen, daß die Israeli nicht die Spur einer rechtlichen Grundlage für die Durchführung des Eichmannprozesses gehabt haben, daß sie dieselbe erst mühsam zusammenzimmern mußten. Gewiß, niemand konnte ihnen das moralische Recht absprechen, einen Eichmann zur Rechenschaft zu ziehen, aber das bedeutet nicht, daß sie auch das formelle Recht dazu hatten. Und gerade auf dieses kommt es sonst überall an. Nachdem es nicht möglich war, ein gewaltiges Unrecht vom jüdischen Volk abzuwenden, seit man sich in der christlichen Welt vorwerfen muß, sich zu diesem Zweck vielleicht nicht genügend angestrengt zu haben, fehlt es hier sozusagen am

moralischen Fonds, um den Juden gegenüber strikte auf dem geschriebenen Recht zu beharren. Aus schlechtem Gewissen läßt man «fünfe gerad sein». Der Jude, vor kurzem noch der Prügeljunge, ist auf einmal «fils préféré» für die christlichen Völker geworden.

Diese christliche Haltung gegenüber dem jüdischen Volk kontrastiert heute auf schroffste Weise mit derjenigen der arabischen Welt. Hier wird durch alle Böden hindurch behauptet, Roosevelt und die Führer des Weltjudentums seien allein verantwortlich für das, was den Juden in Europa angetan worden sein. Es wird ferner gesagt, die Deutschen hätten wohl einige Juden getötet, aber niemals 6 Millionen. In Wirklichkeit seien die Millionen Juden, die in Europa verschwunden seien, von Roosevelt und den Amerika-Juden illegal nach den Vereinigten Staaten geschmuggelt worden. Wahr muß hier sein, was den eigenen Zwecken und Zielen nützlich ist.

Es erübrigt sich, zu sagen, daß die christlichen Völker mit ihrer heutigen Haltung den Juden gegenüber in eine starke Spannung zu den arabischen geraten, deren Gunst sie gegenwärtig sehr wohl brauchen könnten. Daß sich in der Christenheit diese Haltung trotzdem durchgesetzt hat, gehört zu den erfreulichen Tatsachen im gegenwärtigen Zeitgeschehen. Daran zeigt sich, daß das christliche Gewissen noch immer eine Macht ist, eine politische Macht sogar! Ob den Juden diese Epoche der Favorisierung, ja man muß vielleicht sogar sagen: Idealisierung — auf die Dauer wohlbekommt, das ist eine andere Frage.

* * *

Wir ziehen den Kreis unserer Erörterungen nun enger. Das christlich-jüdische Gegenüber ist ja stets auch ein geistig-religiöses gewesen, ein Gegenüber von theologischen Lehren und Standpunkten. Das Judentum hat zwar nicht wie die Kirche eine eigentliche Theologie oder gar Dogmatik entwickelt, aber es hat aus seinem Wesen heraus zu bestimmten Lehren des Christentums immer wieder in eindeutiger Weise Stellung bezogen.

Bevor diese Stellungnahme zur Darstellung gebracht werden

soll, seien zunächst einige Bemerkungen allgemeiner Art über das heutige Judentum erlaubt.

Nach einer jüdischen Statistik vom Jahre 1959[4] gehören von den rund 20 000 Juden der Schweiz 4000 als Mitglieder den jüdischen Gemeinden an. Ein Fünftel etwa lebt noch in einem gewissen Zusammenhang mit der Synagoge und ein nicht zu bestimmender Bruchteil davon hat noch religiöse Interessen. Da das Judentum in der Schweiz recht gut organisiert ist, glauben wir nicht, daß die Verhältnisse bei uns besonders schlecht sind. Im Gegenteil. — Die Synagoge als solche ist auch keine Einheit, sondern aufgespalten in verschiedene Richtungen. Diese unterscheiden sich gegenseitig vor allem in ihrer Einstellung zum Gesetz und zur rabbinischen Tradition, dem Talmud. Neben den streng Orthodoxen, den Gesetzestreuen, gibt es die Reformgemeinden, die Gottesdienst und religiöses Leben weithin der christlichen Umgebung und den Erfordernissen einer neuen Zeit angepaßt haben. Es gibt neben den beiden genannten die Liberalen, die auf dem Weg der Anpassung noch weiter gegangen sind und deren religiöser Glaube sich auf ein paar ethische Forderungen reduziert hat.

Das Judentum ist also in religiöser Hinsicht ähnlich aufgespalten wie auch das Christentum. Wie dieses ist es durch die Epoche der Aufklärung gekennzeichnet. Für die Juden fiel diese Zeit zusammen mit ihrer Emanzipation. Das europäische Judentum hat an der Schwelle dieser neuen Zeit in *Moses Mendelssohn* einen bedeutenden Mann gehabt. Von ihm stammt die erste *jüdische* Übersetzung des Alten Testamentes in die deutsche Sprache, die sich allerdings auf die 5 Bücher Mose und die Psalmen beschränkt. Auf ihn geht die Verwendung der Landessprache anstelle des Hebräischen im Gottesdienst der Synagoge zurück. Man möchte diesen Mendelssohn einen jüdischen Luther nennen, wenn er nicht aus ganz anderem Holz geschnitzt gewesen wäre. Mendelssohn war kein erster Protestant, sondern ein kluger Anpasser, der seinen jüdischen Zeitgenossen den Weg zeigen wollte, wie sie als moderne, aufgeklärte Menschen doch Juden bleiben konnten.

Im Bestreben, die jüdische Religion den Ideen der Aufklärungs-

---

[4] Erschienen in «World Jewry today» von S. Federbusch, Jerusalem 1959.

zeit anzupassen, hat er diese in zwei Teile zerlegt: in Schale und Kern. Zur Schale rechnete er vor allem das Zeremonialgesetz. Dieses sei nur für die Juden von Bedeutung und verfolge den Zweck, das jüdische Volk zusammenzuhalten und unter den anderen Völkern als jüdisch kenntlich zu machen. Im Kern aber sei die jüdische Religion nichts anderes als die allgemein menschliche Vernunftreligion. Einen Konflikt zwischen Glaube und Wissen kenne das Judentum im Unterschied zum Christentum nicht. Durch diesen einfachen Trick der Unterscheidung von Innen und Außen, Schale und Kern, war die jüdische Religion auf elegante Weise auch für ein aufgeklärtes Zeitalter salonfähig gemacht. Die Aufklärung glaubte ja an eine Vernunftreligion, an sogenannte vernünftige Wahrheiten von allgemeiner Gültigkeit, und sie traute dieser Vernunftreligion, in welcher immer deutlicher die Vernunft die Stelle Gottes einnahm, zu, die durch die sogenannten geoffenbarten Religionen gespaltene Menschheit zu einigen.

Wie gesagt, auch am Christentum hat die Aufklärung ihr Werk getan. Es gibt darum zwischen Judentum und Christentum heute eine «aufgeklärte» — um nicht zu sagen «aufgeweichte» — Zone, in welcher sich die Menschen von hüben und drüben ausgezeichnet verstehen können und wo jedenfalls religiöse Verschiedenheiten und Unterschiede gar nicht tragisch genommen werden. In Amerika ist es im Zonengebiet der Aufklärung heute nicht nur möglich, sondern an der Tagesordnung, daß Rabbiner und Pfarrer in gottesdienstlichen Handlungen sich gegenseitig vertreten. Das kann gewiß manchmal recht rührend sein. Aber man wird sich klar sein müssen, daß es hinter dieser Zone der Aufklärung noch etwas anderes gibt: Synagogen einerseits und christliche Kirchen anderseits und daß von beiden aus gesehen die Rabbiner und Pfarrer der «Zone» keine wirklichen Repräsentanten ihrer Religionen mehr sind, sondern eben Priester der menschlichen Vernunft.

Wir betrachten nun zunächst einige der typisch *jüdischen Positionen,* die in der jüdisch-christlichen Auseinandersetzung stets eine wesentliche Rolle gespielt haben.

In erster Linie ist der jüdische Gottesglaube zu nennen. Die *jüdische Lehre von Gott* beschränkt sich im Grunde auf einen kurzen Satz von drei Worten. Dieser Satz lautet: «Gott ist Einer». In

einem bekannten Gebet, das dem Frommen Israels für jeden Tag vorgeschrieben ist, heißen die einleitenden Worte: «Höre Israel, Gott ist *Einer.*» — In diesem Glauben, daß Gott nur in der Einzahl existiert und keine Vielheit ist, hat sich das alte Israel schon von den polytheistischen Nachbarvölkern unterschieden.

Heute ist das ganze Judentum — soweit es überhaupt noch theologische Aussagen zu machen hat — im Wissen um die absolute Einheit und Einzigkeit Gottes einig. Manche moderne Juden wollen gerade darin die Existenzberechtigung oder Mission des jüdischen Volkes sehen, daß es berufen sei, unter den Völkern den Monotheismus in reiner Weise zu vertreten. Über dieses «Gott ist Einer» wird geradezu eifersüchtig gewacht und es wird auch in möglichst extensiver Weise ausgelegt. Kein Wunder, daß der jüdische Monotheismus heute noch dem christlichen Gottesglauben, der bekanntlich trinitarisch ist — oder jedenfalls sein sollte — entgegengestellt wird. Der Glaube an Gott — Vater, Sohn — und Heiliger Geist, auf den der Christ getauft ist, wird von vielen Juden zum mindesten als eine Konzession an polytheistische, heidnische Vorstellungen gehalten. Andere mißverstehen ihn im Sinne einer eigentlichen Dreigötterlehre.

Daß Gott einen Sohn haben soll, ist dem Juden unakzeptabel. Gott hat nach seiner Auffassung viele Söhne. Im Sinne der Aufklärung sagt der Jude, daß alle Menschen Kinder Gottes seien und ihm in gleicher Weise nah, oder er ist der Meinung, daß alle Juden Söhne Gottes seien. Von «Sohn Gottes» kann man also nach jüdischer Überzeugung nur in einem kollektivistischen Sinne reden. Das jüdische Volk ist dieses Kollektiv für alle Juden, die noch etwas von Erwählung wissen.

Mit der besonderen jüdischen Gotteslehre hängt auch eine besondere jüdische Lehre vom Menschen zusammen. Auch diese befindet sich in einem schroffen Gegensatz zur christlichen. Daß in Adam alle gesündigt haben und daß der Mensch um der allgemeinen Sündenverderbnis willen eines Mittlers bedürfe, der die gebrochene Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch wiederherstellt, ist dem Juden eine fremde Vorstellung. Gewiß weiß der fromme Jude auch um die Sünde, und der größte Tag im Festkalender der Synagoge ist der «Jom Kipper», der Versöhnungstag. Diese Sünde,

von der das Judentum weiß, hat aber einige Dimensionen weniger als die Sünde im christlichen, neutestamentlichen Sinne. Das beste Mittel gegen sie ist das Tun der Guten Werke: Beten, Almosen, Fasten. Vor allem hindert sie den frommen Juden nicht, zu glauben, daß er als Sohn Gottes immer beim Vater ist. Die Sünde kann diesen Zusammenhang nicht brechen.

Martin Buber schildert in seinem Buch «Zwei Glaubensweisen» die christliche Lehre von der Welt als pessimistisch, wogegen die jüdische Glaubensweise als optimistisch zu betrachten wäre. Dieser Optimismus findet seinen Ausdruck unter anderem darin, daß grundsätzlich gesprochen der Mensch durchaus in der Lage ist, die Forderung Gottes zu erfüllen und seinem Gebot nachzuleben. Einen stellvertretenden Erfüller hat das Judentum nicht nötig. Ein jeder muß und kann grundsätzlich den Willen Gottes tun. Darum glaubt der Jude auch an die Möglichkeit, diese Welt umzugestalten und zu verbessern, an eine Verwirklichung der Gottesherrschaft auf Erden, während nach Buber der Christ diese Welt eigentlich dem Teufel überläßt und nur an der Rettung seiner Seele in ein schöneres Jenseits interessiert ist.

Weitaus die meisten Juden nehmen aber nicht von ihrem Gebetbuch oder einem eigenen Schriftverständnis her zum christlich-trinitarischen Gottesglauben Stellung. Sie stecken — wie übrigens auch die meisten Christen — noch zu tief in der Vernunftreligion der Aufklärung drin. Für sie ist bewußt oder unbewußt immer noch Mendelssohn der Mann, der die jüdischen Einwände gegen das zentrale christliche Dogma der Trinität in gültiger Weise formuliert hat.

Hören wir zur Abwechslung einmal Moses Mendelssohn! In einem Schreiben an den Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel vom Januar 1770 sagt er:

«Nach der Lehre des N. T. (wenigstens wie dieses in öffentlichen Lehrbüchern erklärt wird) muß ich 1. eine Dreieinigkeit in dem göttlichen Wesen, 2. die Menschwerdung einer Gottheit, 3. das Leiden einer Person der Gottheit, die sich ihrer göttlichen Majestät entäußert hat, 4. die Genugtuung und Befriedigung der ersten Person in der Gottheit durch das Leiden und den Tod der erniedrigten zweiten Person und noch viele andere diesen ähnliche oder aus diesen fließende Sätze bei Verlust meiner ewigen Seligkeit glauben. Nun kann ich zwar und will auch meine Urteilskraft keinem ver-

nünftigen Wesen zur Richtschnur aufdringen. Wer bin ich elendes Geschöpf, der ich mich dieses vermessen sollte? Aber ich selbst kann die Wahrheit nicht anders als nach meiner Überzeugung annehmen, und ich gestehe, daß mir die angeführten Sätze den ersten Gründen der menschlichen Erkenntnis schnurstracks zu widersprechen scheinen. Ich kann sie *meiner* Überzeugung nach mit dem, was *mich* Vernunft und Nachdenken von dem Wesen der Gottheit und ihrer Eigenschaften gelehrt hat, nicht in Harmonie bringen und bin also gezwungen, sie zu verwerfen. Wenn ich diese Lehren im A. T. fände, so würde ich auch das A. T. verwerfen müssen, und wenn ein Wundertäter, sie zu bewähren, vor meinen Augen alle Toten erweckte, die seit Jahrhunderten begraben worden, so würde ich sagen: der Wundertäter hat Tote erweckt, aber seine Lehre kann ich nicht annehmen. Hingegen finde ich im A. T. nichts, das diesen Lehren ähnlich sieht, nichts, das meiner Überzeugung nach, mit der Vernunft streitet. Daher kann ich mich mit gutem Grunde auf die historische Glaubwürdigkeit verlassen, die wir diesen Schriften einstimmig zuerkennen. Der Unterschied, den ich zwischen den Büchern des Alten und des Neuen Testamentes mache, besteht also darin: jene harmonieren mit meiner philosophischen Überzeugung oder widersprechen derselben wenigstens nicht, diese hingegen fordern einen Glauben, den ich nicht leisten kann.»

Nicht nur das einzelne, formulierte Dogma erregt bei jüdischen Menschen Anstoß. In neuerer Zeit ist von prominenten Juden auch die Tatsache an sich, daß die christliche Kirche im Unterschied zur Synagoge ein Dogma entwickelt hat, starker Kritik unterworfen worden. Ich denke besonders an Männer wie Leo Baeck und Martin Buber.

Leo Baeck ist als Führer des liberalen Judentums anerkanntermaßen eine hervorragende Gestalt und gehört zu den bedeutendsten Köpfen und menschlich ansprechendsten Männer, die das deutsche Judentum hervorgebracht hat. In seinem Schrifttum läßt er immer wieder erkennen, daß der Jude am Christentum das Dogmatische als das eigentlich Fremde empfindet, während er in der christlichen Ethik sozusagen ein Stück Judentum wieder findet. Leider aber ist nach Baeck das Gebot gegenüber dem Dogma in der Kirche geradezu unwesentlich. Das Christentum hat in seinen Augen einen typischen Hang zur Orthodoxie. Besser und einem guten Verhältnis zum Judentum dienlicher wäre eine christliche Ortho*praxie*! Das heißt, es wäre zu wünschen, daß die Kirchen sich weniger um die Rechtgläubigkeit als um ein rechtes Leben, das rechte Tun, kümmern würden. Im Dogma sieht Baeck die

Keime der Unterdrückung und Verfolgung, die Mißachtung von elementaren menschlichen Freiheitsrechten. Der Glaube unterwerfe sich Sätzen, die von einer kirchlichen Autorität geformt seien. Das Dogma ist es, das die Christen immer wieder intolerant gegen Andersgläubige werden läßt.

Auch Buber schlägt in seinem bereits genannten Werk: «Zwei Glaubensweisen» in dieselbe Kerbe. Er sucht das, was Baeck als Hang zum Dogmatischen empfindet, mit exegetischen Erwägungen zu belegen und das Undogmatische des Judentums zugleich in ein vorteilhaftes Licht zu rücken. Zu diesem Zweck stellt er das alttestamentliche Wort für «Glaube» dem neutestamentlichen gegenüber. Er vergleicht die «Emuna» mit der «Pistis» und führt aus: Pistis gehe immer auf die Anerkennung eines Sachverhaltes aus und «Glaube» bedeute im NT, daß man gewisse Ereignisse, Worte und Dinge für wahr annehme. Das alttestamentliche «Emuna» aber bezeichne einen Zustand. Hier heiße Glaube soviel wie Vertrauen. Für Israel sei Glaube ein «Stand». Der christliche Glaube aber sei ein «Daß-Glaube», zu dem sich der Mensch bekehren müsse.

Die christliche Kirche und damit auch die Entwicklung zum christlichen Dogma wird von den Juden heute meistens als das Werk des *Apostels Paulus* betrachtet. Dieser, obzwar ein Jude aus Tarsus, wird vom heutigen Judentum entschieden abgelehnt. Man möchte in ihm einen Hellenisten sehen, dessen geistige Haltung durch die Weisen des alten Hellas bestimmt war und nicht durch seine jüdische Herkunft. Dieser These ist das bekannte Buch des jüdischen Gelehrten Josef Klausner «Von Jesus zu Paulus» gewidmet.

Indem man Paulus für das Judentum abschreibt, hofft man Jesus von Nazareth für das Judentum zurückzugewinnen. Man unterscheidet deshalb zwischen der Lehre Jesu und der *Lehre von (über) Jesus*. Man sucht den Nachweis zu erbringen, daß die Lehre Jesu durchaus jüdisch sei und daß vor allem seine Ethik nichts enthalte, was den Juden im AT nicht auch gegeben wurde. Man sieht in Jesus einen Eiferer für das Gesetz, der zum Kreis der Essener gehört habe, man läßt ihn auch gelten als einen der Propheten Israels. Seinen Auftrag hat Jesus aber — so meinen viele — nicht für das jüdische Volk, sondern für die nichtjüdischen Völker,

die Goim, gehabt. Er war dazu ausersehen, daß er diese Völker die sieben sogenannten *noachidischen Gebote* lehre, deren wichtigstes gegen die Vielgötterei gerichtet ist. Jesus lehrte die Goim, einem unsichtbaren Gott zu dienen, der allein wirklich Gott ist. Er lehrte sie das Gebot der Nächstenliebe. Erst die christliche Lehre von Jesus hat aus ihm den Sünderheiland gemacht. Diese Lehre *von*... die allerdings nicht erst bei Paulus beginnt, sondern sehr deutlich bei Jesus selber — man denke zum Beispiel an ein Wort wie: «Ehe Abraham war, bin ich» — ist dem religiösen Juden heute noch ein Ärgernis wie eh und je. Den andern aber, den nichtreligiösen ist sie Torheit, oder Ärgernis und Torheit zugleich.

Selbstverständlich geht es die Juden in besonderer Weise an, daß Jesus von Anbeginn durch seine Jünger als der *Israel verheißene Messias* verkündet worden ist und daß Jesus selbst sich dafür gehalten hat. Die meisten Juden glauben heute zwar nicht mehr an einen *persönlichen* Messias. Viele verstehen die messianischen Stellen des Alten Testaments als Ankündigung einer Zeit, nicht einer Person. In dieser Form hat sich der jüdische Messianismus schon oft mit sozial-revolutionären, politischen Programmen verbunden. Der Glaube an einen persönlichen Messias beschränkt sich praktisch auf die Gemeinden der Orthodoxen und deren rechten Flügel: die *Agudath Achim.*

Diese Agudisten, die zwar von der Mehrheit ihres Volkes heute als hoffnungslos «hinterwäldnerisch» verlacht werden, stellen — auf lange Sicht gesehen — wahrscheinlich doch die eigentliche, geistige Kraftreserve dar, die es dem jüdischen Volk ermöglicht, jüdisch zu bleiben. Klein an der Zahl, sind sie doch äußerst aktiv und verfechten ihre Überzeugungen mit einem Fanatismus, der keine Rücksichten kennt. Es macht ihnen zum Beispiel gar nichts aus, am Sabbath einen Ambulanzwagen anzugreifen, der nach ihrer Meinung das Sabbath-Gebot verletzt. Für diese Agudisten und auch für die meisten Orthodoxen ist Jesus ganz einfach einer der falschen Messiasse, deren es in der Geschichte Israels nicht wenige gegeben hat. Als solcher ist er ein Gotteslästerer, der am Kreuz durch die gerechte Strafe ereilt worden ist. Es ist normalerweise nicht möglich, mit einem Agudisten über Jesus von Nazareth ins Gespräch zu kommen. Wer das versucht, wird erleben, daß sich

sein Gegenüber sofort taub oder dumm stellt. Entweder hat er nicht gehört, oder er weiß nicht, wovon gesprochen wird. Hier, bei diesen Leuten, lebt noch etwas von jenem Haß gegen Jesus, der einst einen Saulus nach Damaskus reiten ließ, damit er auch dort die Bekenner dieses Namens vor das Gericht schleppen könne. Es geht auf die Agudisten und die Orthodoxen zurück, wenn heute im Lande Israel die Kinder der jüdischen Schulen zum addieren nicht das in der ganzen Welt gebräuchliche Kreuzlein verwenden dürfen, sondern ein anderes Zeichen dafür haben. Es geht auf die Agudisten und Orthodoxen zurück, daß die Israeli beim Internationalen Roten Kreuz das Begehren stellten, daß in Israel anstatt eines Kreuzes der Davidsstern in roter Farbe verwendet werde. Das Rote Kreuz arbeitet also in Israel unter dem Zeichen eines Roten Davidssternes.

Mehr noch als am Wirken und Lehren ist das heutige Judentum am Tode Jesu interessiert. Sehr viele Juden sind der Ansicht, daß die eigentliche Quelle des «christlichen» Antisemitismus die Evangelienberichte über den Todesprozeß Jesu seien. Hier werde die Schuld für die Kreuzigung den Juden zugeschoben, und für diese Schuld müsse das ganze jüdische Volk bis zum heutigen Tag mit seinem Blute zahlen. Kurz nach der Gründung des Staates Israel ist viel davon geredet und geschrieben worden, man müsse jetzt den Prozeß Jesu in Jerusalem noch einmal aufnehmen und die ganze Angelegenheit nochmals vor ein jüdisches Gericht tragen. Das sei der Weg, um die Juden endlich von der falschen Anschuldigung zu befreien, unter der sie nun bald während zweitausend Jahren gelitten hätten. Der Plan scheiterte. Er konnte nicht realisiert werden, weil es heute nicht möglich scheint, ein geistliches Gericht, ein Synhedrion, wie es zur Zeit Jesu bestand, zusammenzubringen. Wer selber es sich nicht auszudenken vermag, wie ein neues Verfahren über den Fall Jesu von Nazareth aussehen könnte, der findet dafür eine Hilfe in dem Buch: "The case of the Nazarene reopened." Es ist 1948 in New York erschienen und von dem orthodoxen Rabbiner E. Goldin geschrieben. In diesem Buche treten die Evangelisten, die Jünger Jesu als Zeugen auf, kommen ins Kreuzverhör und werden einer nach dem andern als Lügner, als falsche Zeugen entlarvt. Für einen christlichen Leser ist dieses 865 Seiten

umfassende Buch sicher nicht gerade ein Genuß. Sieht man aber ab von der wenig geschmackvollen literarischen Form, dann bleibt die Tatsache, daß in diesem Buch in aller Form das Begehren gestellt wird, die Evangelien seien zu revidieren. Alle Stellen, welche die Juden mit Schuld belasten, müßten ausgemerzt werden. Das seien die Christen den Millionen von Toten schuldig, welche das jüdische Volk als Opfer des Antisemitismus zu beklagen habe. — Soeben ist ein neues Buch über denselben Gegenstand erschienen: "On the Trial of Jesus" von Paul Winter, Berlin 1961. Dieser jüdische Gelehrte will den Nachweis leisten, daß Jesus wegen eines Majestätsverbrechens verurteilt und hingerichtet worden sei und daß das Urteil von einem römischen Gericht gefällt und vollzogen wurde, nicht vom Synhedrion, obgleich dieses dafür auch die Kompetenz gehabt hätte.

Zur Frage der jüdischen Schuld am Tode Jesu gehört auch der Fall Jerusalems und die Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. Die Evangelien geben Anlaß, in dieser jüdischen Katastrophe die Erfüllung eines Gerichtswortes Jesu zu sehen. Die Meinung ist darum unter Christen weit verbreitet, daß die Zerstreuung Israels unter die Völker, die mit dem Jahre 70 perfekt geworden sei, als eine göttliche Strafe für die Verwerfung Jesu betrachtet werden müsse. Dieser Sache hat sich neulich der jüdische Gelehrte Jules Isaak angenommen. Er sucht den Nachweis zu erbringen, daß die jüdische Zerstreuung viel älteren Datums sei und darum nicht als göttliche Strafe betrachtet werden könne im christlichen Sinne, und daß es auch nach dem Jahre 70 im Heiligen Land immer Juden gegeben habe.

Man kann heute freilich auch einem jüdischen Verhalten gegenüber dem christlichen Messiasglauben begegnen, das weit weniger befangen ist. Juden, die umgetrieben sind durch die Frage, ob Jesus der verheißene Messias sei, wie es von der Kirche behauptet wird, gibt es viele. Sie befragen ihre Bibel, das Alte Testament. Wenn sie nicht dazu kommen, in Jesus den Verheißenen zu erkennen, dann hängt dies oft mit dem Umstand zusammen, daß der Jude mit dem Kommen des Messias die allergrößten Erwartungen für die Welt verbindet. Sehr verbreitet ist unter den Juden die Ansicht, Jesus habe — was immer er für das Jenseits bedeuten

möge — in dieser Welt, wenn nicht alles, so eben doch viel zu viel im alten gelassen, um als Messias Glauben finden zu können.

Die bekannten Stellen vom leidenden Gottesknecht bei Jesaia wollen die Juden auf das ganze Judenvolk bezogen wissen. Dieses ist der leidende Knecht, der von Gott dazu bestimmt ist, durch sein unschuldiges Leiden Zeugnis zu geben für Gott zum Heil für die ganze Menschheit. In diesem Sinne hat vor einigen Jahren auch die in Zürich lebende bekannte jüdische Schriftstellerin Margarete Susmann ein Buch über Hiob geschrieben. Das jüdische Volk ist der Hiob der Weltgeschichte. Das ist freilich eine Philosophie, die nur für das zerstreute Israel typisch ist. Das Schicksal der Juden unter den Völkern in Vergangenheit und Gegenwart verleiht dieser Philosophie eine gewisse Überzeugungskraft. Mit der Rückkehr ins Land der Väter hat sie bereits erheblich an Evidenz verloren. Ein Volk, das über das stärkste Heer im Vorderen Orient, über eine Weltraumrakete und vielleicht schon über die Atombombe verfügt, kann kaum mehr behaupten, ein Hiob zu sein. Die Israeli, vorab die jungen, in Israel geborenen, haben auch nicht die geringste Neigung mehr, ihr Volk in der Rolle des leidenden Hiobs zu sehen. Sie können zum Beispiel das durch seine Tagebücher berühmt gewordene Mädchen Anne Frank nicht mehr verstehen. Nach der Meinung dieser jungen Israeli hätte Anne Frank nicht sterben dürfen, ohne einige Feinde mit in ihren Tod zu ziehen. Sie machen es ihren Vätern zum Vorwurf, gegen die Nazis nicht gekämpft zu haben. Manches was im Eichmannprozeß gesagt und viel mehr noch, was über denselben in Israel geschrieben worden ist, war an die Adresse dieser Jungen gerichtet, damit sie lernten, ihre Väter besser zu verstehen.

Zwischen Christentum und Judentum gibt es auch heute von hüben und drüben die *Grenzgänger*. Ohne zur anderen Religion überzutreten, vermögen sie doch erstaunlich viel von derselben in ihr eigenes Denken aufzunehmen. Aus dem Neuen Testament sind die Christen bekannt, die dem Paulus Sorge bereiten, die törichten Galater, welche wieder zurückstrebten unter die Herrschaft des Gesetzes. Sie haben — um mit Luther zu reden — angefangen zu «judenzen». Die Grenzgänger des Judentums sind heute vor allem unter den Literaten zu finden. Ich nenne nur zwei Namen: *Schalom*

Asch, der zahlreiche Bücher über rein christliche Themen verfaßt hat, und dann *Franz Werfel*, der Verfasser des bekannten Buches: «Der veruntreute Himmel.» Von beiden hat man christlicherseits erwartet, daß sie bestimmt konvertieren werden. Beide haben sich vor ihrem Tode ganz entschieden als Juden bekannt. Franz Werfel hat theologische Aphorismen hinterlassen, die in Buchform unter dem Titel «Zwischen Oben und Unten» erschienen sind. Bedenkt man die jüdische Verfasserschaft, dann ist das ein ganz erstaunliches Buch. Werfel hat das Trinitätsdogma sozusagen en bloc in seine religiöse Philosophie aufgenommen. Jesus ist für ihn der Gottessohn, der durch sein Leiden und Sterben Versöhnung schafft zwischen Himmel und Erde. Aber, das jüdische Volk hat in Judas den Mann stellen müssen, der den Sohn Gottes verriet in die Hand seiner Feinde. Jemand mußte schließlich diese Schandtat vollbringen, damit das heilbringende Blut zum Fließen kam. Das jüdische Volk hat sich zu dieser traurigen Rolle bereitgefunden. Es leidet dafür gerechte Strafe, und als von Gott gestraftes Volk ist es in indirekter Weise auch Zeuge für Jesus Christus. Im Blick auf das Heil der Welt ist nach dieser Philosophie Judas nicht weniger wichtig als Christus.

Am meisten scheint man heute auf jüdischer Seite an der Existenz von christusgläubigen Juden, den sogenannten *Judenchristen*, und an der christlichen *Judenmission* Anstoß zu nehmen.

In agudistischen und orthodoxen Kreisen ist es durchaus möglich, daß über einem Familienglied, das zum christlichen Glauben übergetreten ist, die Totengebete gelesen werden, als ob dieses Glied der Familie gestorben wäre. Der Übergetretene existiert nicht mehr für seine Verwandten. Durch den Vollzug der Zeremonien, die bei einem Todesfall üblich sind, ist er in der schroffsten Form von der Familie ausgeschlossen. Aber auch ein Jude, der sich von der jüdischen Orthodoxie so weit entfernt hat, wie ein Leo Baeck, vermag in einem Judenchristen nur einen Charakterschwächling zu sehen. Er hält es für ausgeschlossen, daß ehrliche Überzeugung einen Juden zum Glaubenswechsel veranlassen könnten. «Ein Jude kann nicht Christ werden!» — das ist heute gewissermaßen ein ungeschriebenes jüdisches Dogma. Judenchristen sind Überläufer, Verräter am eigenen Volk, und man ist ganz besonders unduldsam

gegen diejenigen, die nach Hitler noch zum christlichen Glauben übergetreten sind. Der Staat Israel will eine moderne Demokratie sein, und die Regierung ist bestrebt, demokratische Grundsätze auch in Glaubensfragen zur Anwendung zu bringen. Sie kann dies aber gegenwärtig nicht tun, ohne auf die Wünsche der Orthodoxen Rücksicht zu nehmen. So hat der Judenchrist heute schon bei der Einwanderung und erst recht im Lande selbst mit erheblichen, zusätzlichen Schwierigkeiten zu rechnen. Ist er ledig, dann kann er in Israel nicht heiraten. Als frei Erwerbender hat er Mühe, in eine Berufsorganisation aufgenommen zu werden. Eine Anstellung kann er nur schwer bekommen, und am Arbeitsplatz hat er mit der Aufsässigkeit durch Mitarbeiter und Vorgesetzte zu rechnen.

Was die Judenmission anbelangt, so empfinden viele Juden schon den Namen als beleidigend. Sie seien doch keine Kaffern oder Hottentotten. Kurz nach Kriegsende wurde in den USA unter Rabbinern eine Umfrage gemacht. Sie sollten sich freimütig äußern, wie sie sich zur christlichen Judenmission einstellen. Mit Ausnahme einiger weniger stellten die meisten fest, daß die Christen aus ihrem christlichen Glauben heraus gar nicht anders können, als dem Juden davon Zeugnis zu geben. Trotzdem hat die Judenmission bei den Juden eine schlechte Presse. Sie wird nach Strich und Faden schlecht gemacht. Von den Judenmissionaren sagt man, sie wollten vollenden, was Hitler nicht habe durchführen können. Man wirft ihnen vor, die bereits bestehende Kluft zwischen Christen und Juden noch zu vertiefen und den konfessionellen Frieden zu gefährden. Vor einigen Jahren ist in Zürich einer unserer Missionare verhaftet, polizeilich verhört und, da er deutscher Nationalität war, für einige Zeit des Landes verwiesen worden. Im israelischen Parlament hat kürzlich Rabbi Menachem Parusch, Vertreter der Agudat Achim, gesetzliche Maßnahmen gegen die christlichen Missionen gefordert. Eine öffentliche Debatte wurde abgelehnt und die Angelegenheit vorläufig dem Erziehungsministerium überwiesen. Nachdem es kürzlich gelungen ist, das christliche Spital in Jaffa unter jüdische Verwaltung zu bringen, geht es jetzt offenbar um die christlichen Schulen in Israel, deren Existenz von dem genannten Rabbiner für einen Juden als beleidigend bezeichnet wurde. Es hat gegenwärtig den Anschein, als hätten die

Juden nur noch *ein* Begehren an die Adresse der Christen: die Mission unter den Juden einzustellen. Ein Rabbiner in Zürich pflegt bei den in neuerer Zeit aufgekommenen Synagogenführungen die christlichen Gäste mit einer doppelten Bitte zu entlassen: Sie möchten dem Antisemitismus entgegentreten und nichts zu tun haben mit der Judenmission.

Die jüdische Polemik gegen die christliche Judenmission stützt sich mit Vorliebe auf das Argument, die Juden würden unter Christen auch keine Mission treiben, darum sollten die Christen sie ebenfalls in Ruhe lassen. Das ist eine Behauptung, die insofern richtig ist, als die Rabbiner des europäischen Kontinentes im allgemeinen an einem Zuwachs aus den Goim nicht interessiert sind, sei es, daß sie der Meinung huldigen, daß nur der Sohn einer jüdischen Mutter ein rechter Nachkomme Abrahams sei, oder daß sie andere Gründe haben. Offiziell sind die Synagogen gegenüber dem Christentum in keiner Weise missionarisch eingestellt. Dasselbe wäre übrigens auch vice versa von der Kirche zu sagen. Es gibt aber für jüdische Missionsarbeit unter Christen besondere Organisationen und Gesellschaften, wie den von Rabbi Moshe Maggai in Los Angeles geleiteten «Service for the Propagation of Judaism» und in Israel den Verband für die «Gerej Zedek» (die Fremden der Gerechtigkeit — eine Umschreibung für die Proselyten aus den Goim).

Daß die Propaganda für das Judentum heute nicht ganz ohne Wirkung ist, beweisen gewisse Erfolge. Im Jahre 1932 zum Beispiel ist die gesamte Einwohnerschaft des italienischen Dorfes San Nicandro, 70 an der Zahl, zum Judentum übergetreten und 1950 nach Israel ausgewandert. In Japan, wo gegenwärtig der Schintoismus sich in einer schweren Krise befindet, soll großes Interesse für das Judentum bestehen. Es gibt hier Leute, welche die Meinung vertreten, daß die Japaner Nachkommen eines der verlorenen Stämme Israels seien. Bekannt ist der Name des japanischen Professors Abraham Kotsuji, der während eines Israel-Aufenthaltes Jude wurde und heute im «Institut für das Studium der hebräischen Sprache» Religion lehrt. Bekannt sind auch die jüdischen Neigungen von Prinz Mikasa, eines Bruders des Kaisers.

Unter den spanischen und portugiesischen Marranen, den

zwangsbekehrten Juden aus der Zeit der spanischen Inquisition, ist eine «Zurück-zum-Judentum»-Werbung im Gange. Auch um die Falaschas in Abessinien und die Benej Israel Indiens bemüht man sich. Alles in allem ein ganz beträchtliches Missionsprogramm!

Schon eine oberflächliche Analyse der jüdischen Haltung gegenüber der christlichen Welt ergibt, daß das Judentum heute um die Anerkennung der jüdischen Religion, die der christlichen gegenüber ebenbürtig und gleichwertig ist, kämpft. In diesem Sinne sucht man nach einer christlich-jüdischen Koexistenzformel. Der jüdische Professor Joachim Schoeps hat zum Beispiel folgenden Vorschlag gemacht: Die Christen sollen anerkennen, daß man jüdischerseits Jesus als Messias ablehnt und auf einen anderen wartet. Die Juden anderseits sollten einräumen, daß der wiederkommende Christus, auf den die Kirche wartet, die Züge Jesu haben könnte!

* * *

Wie steht die Kirche heute den Juden gegenüber? Oder besser: wie werden die Juden christlicherseits gesehen, wofür hält man sie und wie will man ihnen begegnen? —

In einer, vor einigen Wochen erschienenen Broschüre, «Israel und die Kirche», die auf Veranlassung der Generalsynode der Niederländischen Kirche geschrieben wurde, wird gesagt, die Kirche habe sich bisher vorab in antijüdischem Sinne mit Israel beschäftigt. Man habe dabei Stellen wie 1. Thess. 2, 14–16, die kritisch über die Juden sprechen, den Vorzug gegeben. Diese Stelle lautet:

> «Ihr seid Nachfolger geworden, liebe Brüder der Gemeinden Gottes in Judäa in Christo Jesu, weil ihr ebendasselbe erlitten habt von euren Blutsfreunden, was jene von den Juden, welche auch den Herrn Jesus getötet haben und ihre eigenen Propheten und haben uns verfolgt und gefallen Gott nicht und sind allen Menschen zuwider, wehren uns, zu predigen den Heiden, damit sie selig würden, auf daß sie ihre Sünden erfüllen allewege.»

Abgesehen davon, daß die Gleichgültigkeit gegenüber den Juden meistens in den Kirchen verbreiteter gewesen ist als die Beschäftigung mit ihnen, mag das Urteil der Holländer im großen und ganzen richtig sein. Aber das Rezept ist zu einfach, wenn man nun dazu übergehen will — wie dies in der erwähnten Schrift ge-

schieht —, ausschließlich die für die Juden positiven Äußerungen des Neuen Testaments als maßgeblich zu betrachten. Das erinnert doch bedenklich an jene Dienstmagd, die meinte, sie wisse schon, wie das Baby zu baden sei: wenn es blau werde sei das Wasser zu kalt und wenn es rot werde, zu heiß. Kein Wunder stellte kürzlich ein Stuttgarter Kirchenblatt fest, daß heute in der Kirche über die Juden bereits wieder «falsche Töne» laut werden. Sei früher alles Schwarz in Schwarz gewesen, so sei jetzt auf einmal alles herrlich und schön.

Ich möchte darauf nicht eintreten, sondern nur bemerken, daß das schlechte Gewissen, von welchem schon die Rede war, selbstverständlich auch in der Kirche eine bedeutsame Rolle spielt. Es gibt christliche Theologen und Laien, die es heute kaum mehr wagen, zu den Worten des Apostels Paulus über die «abgeschnittenen» und zur Wiederaufpfropfung bestimmten Zweige zu stehen. Der Apostel Paulus wird deswegen nicht ganz abgeschrieben. Die eben erwähnte Schrift aus Holland stützt sich vorzüglich auf ihn. Es sind zwei Paulusworte, die diese Schrift inspirieren. Das erste steht Röm. 11, 26 und ist eine Verheißung für *ganz* Israel, das, wenn die Fülle der Heiden eingekehrt sei, in seiner Ganzheit gerettet werden soll. Das zweite steht Röm. 11, 14 und sagt, daß es die Aufgabe der Christen sei, Israel zur «Eifersucht zu reizen».

Um mich in der Vielfalt der christlichen Stimmen und Meinungen nicht zu verfangen oder zu verlieren, will ich mich im folgenden auf drei Punkte konzentrieren, die gegenwärtig der Meinungsbildung in den Kirchen ganz besonders unterworfen sind. Wir befassen uns somit nacheinander mit

1. dem Sinn der jüdischen Existenz als solcher,
2. der Bedeutung der jüdischen Heimkehr, des Staates,
3. der christlichen Judenmission.

Vor kurzem hat der Redaktor der Zeitschrift «Reformatio», Pfr. Peter Vogelsanger, in einem Aufsatz geschrieben, das Judenvolk sei infolge der Verwerfung Jesu auf den Status einer heidnischen Nation zurückgefallen. Seine einzige Hoffnung liege in seiner Bekehrung zu Jesus Christus. Diese Sätze sind von so großer Tragweite und sie entsprechen auch so wenig dem, was heute von verantwortlicher theologischer Seite gelehrt wird, daß

eine nähere Begründung derselben sicher kein Luxus gewesen wäre. Pfr. Vogelsanger hat nicht eine einzige Belegstelle genannt, die man anrufen könnte, um seine These biblisch zu untermauern. Ob es solche Stellen nicht gibt? Wie immer es sich damit verhalten mag, die erwähnten Sätze spiegeln jedenfalls eine Auffassung wider, die auch heute in der evangelischen Kirche noch Boden zu haben scheint. «Das alte Israel existiert nicht mehr» — das ist in anderen Worten Vogelsangers These. Der Alte Bund ist ersetzt durch den Neuen Bund. Ein Gottesvolk im Sinne des Zwölfstämmevolkes, einer natürlichen Volksgemeinschaft, das gibt es in der nachchristlichen Zeit nicht mehr. Dem heutigen Judenvolk kommt demzufolge als Träger der Heilsgeschichte keine Bedeutung mehr zu.

Auch die in gewissen Gemeinschaftskreisen weitverbreitete Lehre von den «Verlorenen Stämmen Israels» stellt die Kontinuität zwischen dem alten Bundesvolk und der heutigen Judenheit in Frage. Darnach sollen die Juden unserer Zeit die Nachkommen des ehemaligen Stammes Juda sein. Sie repräsentieren also nicht das Volk der zwölf Stämme. Elf derselben sind verloren. Sie kehrten zur Zeit des Perserkönigs Cyrus nicht aus der Babylonischen Gefangenschaft zurück. Praktisch gesprochen heißt dies: die Juden dürfen noch ausstehende, bis jetzt nicht erfüllte Verheißungen Gottes nicht für sich allein in Anspruch nehmen. Zum Beispiel gehört das Heilige Land nicht einfach den Juden; es ist allen 12 Stämmen als dauernder Wohnsitz zugesagt.

Die katholische Theologie hat demgegenüber die Juden stets als die Repräsentanten des Alten Israel angesehen, und man hat hier auch immer gewußt um die besondere Stellung der Juden im Heilsplane Gottes. Nicht nur im Blick auf die Vergangenheit, sondern auch im Blick auf die Zukunft ist den Juden im göttlichen Heilsplan eine Sonderstellung zuerkannt worden. Es gibt eine stattliche Reihe von Päpsten, die den Judenverfolgungen mit dem Argument entgegengetreten sind, den Juden sei in der Endzeit von Gott eine bedeutsame Rolle zugedacht. Eine ähnliche Haltung haben auch die Reformatoren eingenommen.

Die Wendung zu den Lehren der Reformation und damit auch zu Paulus, welche die protestantische Theologie genommen hat,

vor allem unter der Führung von Karl Barth, hat es bewirkt, daß von vielen heute die Juden als ein Volk angesehen werden, dem Gott bis auf diesen Tag die Treue gehalten hat und durch das er sich auch heute bezeugt als Herr der Welt. In Jesus Christus, der zwar Christen und Juden voneinander scheidet, gehören beide auch auf Gedeih und Verderben zusammen. Man findet Christus wieder im Alten Testament und erkennt im Neuen Testament Verheißungen, die den Juden gelten. Karl Barth hat unter dem Namen Israel Christen und Juden zusammengezählt. Die Synagoge gehört zur Kirche, wie der Schatten zum Licht gehört. In diesem Jahrhundert spricht man kaum mehr wie im letzten von der alttestamentlichen Religion als einer unteren Stufe zur neutestamentlichen, christlichen. Manche wollen die Juden — was immer sie glauben und bekennen mögen — der Kirche einverleiben und sie zum Beispiel in die Ökumene aufnehmen. Nach ihrer Meinung sollten die Juden Sitz und Stimme im Weltkirchenrat haben. Soweit ist es einstweilen zwar noch nicht gekommen. Jedoch haben am letzten Kirchentag in Berlin zum ersten Male auch Juden teilgenommen.

Vor zwei Jahren hat eine Schrift von Markus Barth über eine Epheserstelle einiges Aufsehen erregt, die für die eben skizzierte Tendenz symptomatisch ist. Markus Barth stellt da die Behauptung auf, im Epheserbrief würden alle Juden — nicht nur die christusgläubigen — zur Kirche gezählt. Ihr persönliches Nein zu Christus spiele gar keine Rolle, sie gehörten dennoch dazu. Wenn Paulus von der Kirche als einer Gemeinschaft von Juden und Heiden rede, so denke er nicht an Judenchristen und Heidenchristen, sondern eben an Juden schlechthin und an Christen aus den Goim.

Beliebt ist in gewissen christlichen Kreisen das Bild von der «älteren» und der «jüngeren Schwester» geworden, wobei die Synagoge die ältere und die Kirche die jüngere ist. Darnach stehen Kirche und Synagoge als parallele heilsgeschichtliche Größen nebeneinander in der Zeit. Mit anderen Worten: ein Jude ist in seiner Synagoge genauso gut dran wie ein Christ in seiner Kirche. Was die Kirche in Christus hat, das haben die Juden in Gesetz und Propheten. Daß sie Jesus ablehnten und noch ablehnen ging also und geht in Ordnung! Das spricht man freilich nicht aus;

die Juden sagen es deutlich genug, und man gibt ihnen schweigend recht.

Stimmen, die vor diesem Wege warnen, gibt es erst einzelne. Der katholische Professor Haag zum Beispiel, der bis vor kurzem in Luzern tätig war und als Freund des jüdischen Volkes einen bekannten Namen hat, hat geschrieben: «Es ist verhängnisvoll, wenn man aus Liebe und Nachsicht zu den Juden Dinge sagt, die mit der Botschaft des Neuen Testaments unvereinbar sind.»

* * *

Sehr verschieden ist die christliche Reaktion auf die Gründung des Staates Israel. Während manche Christen durch dieses Ereignis bis in die Tiefen ihres Glaubenslebens berührt worden sind, gehen andere mehr oder weniger gleichgültig daran vorbei. Viele stellen sich positiv zu diesem jungen Staatswesen ein aus Gründen der Humanität. Man ist froh, zu wissen, daß wenigstens ein Rest der europäischen Judenheit gerettet wurde aus der europäischen Katastrophe und im Lande Israel einen Ort finden konnte zum Aufbau einer neuen Existenz.

Die für uns Christen wesentliche Frage lautet aber so: Ist die Landnahme der Juden im Heiligen Land, die sich gegenwärtig vor unseren Augen abspielt, als ein Ereignis profaner Natur oder ist es als ein heilsgeschichtliches Geschehen zu betrachten?

Daß eine solche Alternative besteht, hängt natürlich damit zusammen, daß sich in der Heiligen Schrift gewisse Stellen finden, welche eine künftige Sammlung Israels im Heiligen Land voraussagen. Diese Stellen sind meistens in endgeschichtliche Zusammenhänge eingebettet. Die Sammlung der Zerstreuten Israels gehört gewissermaßen zu den Wehen des kommenden Gottesreiches. Ob sich auch im NT Worte finden, die sich auf eine Sammlung der Juden im Heiligen Land und eine Wiederherstellung ihres Staates daselbst beziehen, ist umstritten. Im allgemeinen aber wird diese Frage durch die zünftige Theologie verneint. Und was die Worte des Alten Testaments anbelangt, erklären viele Theologen, daß alle Verheißung in Jesus Christus erfüllt sei und daß folglich auch

für die Juden keine besonderen Verheißungen mehr in Kraft seien, die sich noch erfüllen könnten.

In den Kirchgemeinden bekommt man aber zur Sache ein völlig anderes Bild als an unseren theologischen Fakultäten. Hier hat sich fast auf der ganzen Linie der Glaube erhalten, daß das Heilige Land dem Judenvolk zugesprochen sei und daß es eines Tages wieder dorthin zurückfinden solle. Ohne dies wäre die Wirkung eines *Abraham Poljak* auf viele Gemeindeglieder nicht so nachhaltig gewesen, wie sie da und dort tatsächlich war.

Dieser Outsider unter den Judenchristen hat in der Gründung des Staates Israel ein Ereignis sehen wollen, das selbst den zweiten Weltkrieg in den Schatten stellte, ein Ereignis, das nichts weniger denn eine neue Weltzeit einleitet. Er hat im Zusammenhang damit den Kirchen aus den Völkern das Ende angesagt. Ihre Gläubigen würden nun durch Entrückung von der Erde weggenommen werden, und das bekehrte Judenvolk werde Gottes Missionsvolk auf Erden sein.

Indessen ist es um Poljak schon auffällig still geworden. Auch vom Beatenberg her hört man nicht mehr die bestimmten Töne über Israel als Zeichen der letzten Zeit. Offenbar hat man auch da entdeckt, daß etwas nicht stimmt in dem «eschatologischen Fahrplan», den man einst glaubte aufstellen zu können. Eine nüchterne, besonnene Beurteilung der ganzen Frage scheint sich durchzusetzen. Das ist auch sehr zu begrüßen, weil es allein dem gegenwärtigen Stand der Dinge angemessen ist. Man tut der bewundernswerten Aufbauarbeit, die in Erez Israel geschehen ist und noch geschieht, keinen Abbruch, wenn man feststellt, daß heute noch 5—6mal mehr Juden in der Zerstreuung leben als in Israel. Allein die Stadt New York, die 2 Millionen jüdische Einwohner zählt, beherbergt noch immer mehr Juden als das ganze ehemalige Palästina. Unter heilsgeschichtlichem Aspekt bedeutet dies, daß die Sammlung Israels noch sehr in den Anfängen steckt. Im übrigen ist auch bekannt, daß das gegenwärtige Israel im allergünstigsten Fall etwa die Hälfte des heutigen Weltjudentums einmal wird aufnehmen können. Um dies zu ermöglichen muß erst die Negev-Wüste bewässert und kultiviert werden. Und dann müssen noch etwa 4 Millionen bereit sein, nach Israel auszuwandern. Das alles heißt

mit anderen Worten, daß das Ende der jüdischen Diaspora heute wirklich noch nicht in Sicht steht. Oder, um es in der Sprache der berühmten Vision Ezechiels vom Totenfeld zu sagen: der Leib des Volkes ist noch nicht zusammengefügt und erst recht weht der Geist der Bekehrung noch nicht über den Gebeinen. Nicht nur Heimkehr, sondern auch Umkehr ist dem jüdischen Volk verheißen, nicht nur ein Land, sondern auch ein neues Herz!

Mit all dem soll nur einer vorschnellen und vorlauten Ausdeutung eines Geschehens ein Riegel gesteckt sein. Im übrigen glaube ich, daß es ein Fehler wäre, die Heimkehr der Juden heute, ihr Aufbau in Israel nur als ein Ereignis von politischer Bedeutung betrachten zu wollen. Man sollte nicht übersehen, daß hier sich etwas zugetragen hat, das nicht dem Lauf der Welt entspricht. Es ist sicher nicht weltläufig, daß ein Volk Rechte geltend macht und mit Erfolg durchsetzt, die seit nahezu 2000 Jahren verjährt sind. Daß das ehemalige Palästina heute den Juden gehört, das kann unter weltlichen Gesichtspunkten niemand behaupten. Wer ausschließlich nach weltlichen Gesichtspunkten urteilen kann oder will, muß in der Palästinafrage heute den arabischen Standpunkt vertreten oder doch weitgehend verstehen.

Freilich ganz einhellig ist die Befriedigung über die Existenz eines jüdischen Staates am Jordan in der christlichen Welt nicht. Es gibt fromme Leute, die meinen, die Juden hätten mit diesem ganzen Unternehmen nur versucht, sich dem Anspruch des Herrn Christus zu entziehen. Andere nehmen Anstoß an gewissen Formen des gesellschaftlichen Aufbaues, oder vertragen einfach die augenfälligen jüdischen Erfolge der letzten Jahre schlecht. Ich zitiere, um ein Beispiel zu nennen, aus der Leserspalte eines Kirchenblattes. Ein Gemeindeglied schreibt:

«Da haben also Tübinger Studenten zwei Monate in Israel verbracht und die Bewegung des Judentums in den letzten Jahrzehnten kennengelernt und einen Kibbuz am Gazastreifen besucht, wo zentral gekocht wird, jeder acht Stunden arbeitet, die Kinder im Kinderhaus schlafen und versorgt werden. Wo bleibt da das Familienleben? Nimmt man noch die so kriegerisch aussehenden Flintenweiber dazu, so erinnert das doch sehr an kommunistisch-bolschewistische Zustände! Die Kirche dürfte heute das auserwählte Volk auch nur mehr historisch betrachten... Mir scheint der Staat Israel samt Zionismus mehr eine Renommiersache dieses Volkes zu sein, das zer-

streut bleiben wird oder muß. Es ist auf dem Alten Testament stehen geblieben und lebt nach dessen Grundsätzen. Unsere Kirche sollte sich viel mehr nach dem Neuen Testament und den verbürgten Aussprüchen Jesu richten, auch nicht bei Luther stehen bleiben.»

Die Judenmission ist wahrscheinlich in keiner Epoche ihrer 250jährigen Geschichte in solchem Ausmaß Gegenstand der Diskussion gewesen wie heute. Gleich nach dem Krieg ist von Amerika her die Goodwill- oder Toleranzbewegung zu uns gekommen. Sie trat auch hier an die Kreise der Judenmission heran mit dem Verlangen, das christliche Verhältnis zu den Juden sei inskünftig ganz nach den Prinzipien des Goodwill aufzubauen, und das bedeute, daß man vor allen auf jegliche Mission verzichte. Im selben Sinne wurde auch unter den Juden Propaganda gemacht. So entstanden in Europa die verschiedenen Gesellschaften für «Christlich-jüdische Zusammenarbeit», deren praktisches Ziel die gemeinsame Bekämpfung neuer antisemitischer Tendenzen war. In jüngster Zeit scheint man sich allerdings mehr mit der Aufgabe der Bekämpfung der Judenmission befaßt zu haben.

Die Einwände gegen die christliche Missionsarbeit unter den Juden sind vor drei Jahren durch den Theologieprofessor Reinold Niebuhr, Lehrer an der Universität von Princeton, formuliert worden. Man kann sie in drei Thesen zusammenfassen. Diese lauten:

1. Die Fortexistenz der Synagoge sei nicht nur nötig, sondern für die christliche Kirche sogar heilsam. Die Kirche sei nämlich fortwährend in Gefahr, den Glauben an den Einen Gott nationalen oder absolutistischen Eigeninteressen unterzuordnen.
2. Der Unterschied zwischen der jüdischen und christlichen Religion sei angesichts des gemeinsamen «hebräisch-christlichen Erbes» zu gering, um die Bekehrung der Juden zum Christentum zu rechtfertigen. Die Aufnahme von bekehrten Juden in kirchliche Gemeinden sei ein zweifelhafter Gewinn, weil dieselbe nicht mit einer Hinwendung zu Christus identisch sein müsse und weil, wenn solche Aufnahmen Sinn aller christlich-jüdischer Glaubensgespräche sein sollte, dadurch persönliche Freundschaften zwischen Christen und Juden bedroht oder zerstört würden.
3. Man belaste konvertierende Juden mit so großen Schuldgefühlen ihrer Tradition gegenüber und setze sie dermaßen der Vereinsamung aus, daß man mit der Provokation von Übertritten eine kaum tragbare Verantwortung auf sich nehme.

Andere, die an der christlichen Sendung Israel gegenüber festhalten möchten, versuchen den Juden dadurch entgegenzukommen, daß sie dabei das Wort «Mission» vermeiden. Wieder andere, die unter dem Eindruck stehen, daß dies nicht genüge, suchen nach einem ganz neuen Stil der Arbeit unter den Juden. Das geschieht vor allem durch die Holländer, von deren Schrift «Israel und die Kirche» bereits gesprochen wurde. Sie schlagen vor, statt Mission «Gespräch mit Israel» zu sagen und sind der Auffassung, daß für die Kirche überhaupt nichts anderes als ein Gespräch in Frage kommen könne. «Der jüngeren Schwester (gemeint ist die Kirche) ziemt es nur, zu versuchen, ein Gespräch mit dem älteren Bruder (Israel) anzuknüpfen.» Und weiter wird betont, daß wir heute unter den Juden nicht als die Wissenden und Lehrenden auftreten können. Ein rechtes Gespräch beginnt mit dem Hören! Außerdem wollen die Holländer den «Individualismus in der Begegnung mit Israel, auf Grund dessen ausschließlich die persönliche Bekehrung des Einzelnen zu Jesus Christus im Vordergrund stand», zurücktreten lassen. Statt dessen soll das Gespräch zwischen Kirche und Synagoge und umgekehrt gepflegt werden, wobei es hinüber und herüber zu einem Geben und Nehmen kommen solle. Den Christen und den Kirchen wird auch Vorsicht gegenüber der Mission empfohlen, weil sie doch wissen müssen, daß sie «nicht eigenmächtig Israel den Messias bringen oder geben» können. Nach diesem Ruhm des Gespräches, das da kommen soll, liest man dann allerdings auch die etwas kleinlaute Bemerkung, daß die Kirche wahrscheinlich ihrer Zeugnispflicht Israel gegenüber besser mit Taten als mit Worten genügen könne.

Damit sind wir bei einer Formel angelangt, die, zur Losung gemacht, heute viele Menschen zu beeindrucken vermag: Nicht Worte, sondern Taten! Es ist wirklich nicht verwunderlich, daß mit diesem und ähnlichen Schlagworten auch gegen den Wort-Dienst der Mission gefochten wird. Manche meinen mit den Taten, die jetzt besonders erforderlich seien, ganz einfach das christliche Tun, einen Wandel im Glauben im Sinne des 1. Petrusbriefes. Andere gedenken vor allem den Juden beim Aufbau ihrer neuen Heimat zu helfen. Eine ganze Anzahl von Werken existieren bereits in diesem Sinne. Am bekanntesten ist wohl bei uns das Schweizer

Kinderdorf in Kirjath Yearim. So erfreulich solche Unternehmungen an sich sind — es ist doch bedauerlich, wenn sie eines Tages eine Spitze bekommen gegen die Mission, die nichts anzubieten hat als ein Wort, das Wort von Jesus Christus. Vor kurzem haben die bekannten Darmstädter Marienschwestern in Israel ein Abrahamshaus eröffnet, ein Rekonvaleszentenheim, das Genesung für Leib und Seele bieten soll. Diese Schwestern haben sich bei den Einweihungsfeierlichkeiten von jüdischer Seite sagen lassen müssen, daß ihr Haus «nichts, aber auch gar nichts mit Mission zu tun» habe. Und schlimmer noch: sie ließen sich das sagen! — Gegenwärtig wird in der Schweiz für ein christliches Siedlungswerk gesammelt, das den schönen Namen «Nes Amim» (Band der Völker) bekommen soll. Hinterher mußte man zur Kenntnis nehmen, daß die Initianten bei Besprechungen in Israel ein Memorandum unterschrieben, das in scharfer Form ein Verdikt der Judenmission enthält.

Trotz der Problematisierung des Missionsauftrages an Israel, die seit Kriegsende in den christlichen Kirchen eingesetzt hat, haben die Werke für Judenmission sich retabliert und in den Gemeinden bedeutend an Boden gewonnen. Sie fahren fort, die Menschen zu sammeln, die überzeugt sind oder sich überzeugen lassen, daß die eigentliche Gabe, die wir als Christen den Juden anzubieten haben, das Wort ist, und sie fahren fort, dieses Wort an jüdische Menschen heranzutragen, sie im christlichen Glauben zu unterrichten und zur Taufe vorzubereiten.

Im Raum der *Römisch-Katholischen Kirche* gibt es kaum spezielle Werke für Judenmission, was allerdings nicht bedeutet, daß der Katholizismus dem Judentum gegenüber nicht missionarisch auftreten würde. Praktische Missionsarbeit wird vor allem durch gewisse katholische Orden getan. Und dann ist nach katholischer Auffassung jeder Priester der Hirt sämtlicher Einwohner seiner Parochie. Er ist also theoretisch gesprochen auch verantwortlich für die Juden seines Sprengels. Diese Theorie dürfte freilich — so gut und richtig sie an und für sich sein mag — sich kaum irgendwo praktisch auswirken. Von den relativ kleinen Werken, die sich auf katholischem Boden mit dem Judentum speziell befassen, möchte ich die *Frères de Sion* in Paris nennen. Von diesen ist in den letzten

Jahren eine respektable theologische Arbeit geleistet worden, die ihren Niederschlag in den Cahiers de Sion gefunden hat.

* * *

Ich komme zum Schluß: Mit diesem Querschnitt durch das heutige christlich-jüdische Gegenüber hoffe ich einen Eindruck von der außerordentlichen Komplexheit und Schwierigkeit dieser Beziehung vermittelt zu haben. Ohne Zweifel geht es heute darum, gegenüber einem neuen Israel die christliche Haltung neu zu finden. Daß wir uns als evangelische Christen dabei auf das Neue Testament stützen müssen, sollte keiner Diskussion bedürfen. Hier ist — soweit ich selber die Sache zu beurteilen vermag — das christliche Verhalten Israel gegenüber in zwei Tatsachen verankert:

1. in einem Gebetswort Jesu am Kreuz und
2. in Jesu Missionsbefehl.

Das Gebetswort lautet: «Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun!» — Dieses Wort läßt nicht den geringsten Raum selbst für das allerkleinste antisemitische Saatkorn. Und der Missionsbefehl, der deutlich nicht nur auf die Völkerwelt, sondern auch auf Israel zielte — ja, auf Israel zuerst! —, läßt uns nicht beim Philosemitismus stehen.

Zwischen Antisemitismus und Philosemitismus schwingt das Pendel des christlichen Verhaltens gegenüber dem Judenvolk, solange dieses Verhalten nicht wirklich christlich, das heißt evangelisch ist. Wer auf dem Boden des Evangeliums sein Verhalten gegenüber dem jüdischen Menschen gefunden hat, der pendelt nicht mehr mit. Er weiß, daß das jüdische Volk — wie gut oder wie schlecht ihm die Juden immer erscheinen mögen — zum selben Heil berufen ist wie wir. Er weiß, daß er als Christ das Seine dazu beizutragen hat — sofern er im Gehorsam des Glaubens stehen will —, daß der Jude zu seinem Heil auch komme. *Spectator*